



RUNDBRIEF 56

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

Herr, unser Gott!

*Sei du auch an allen Orten denen gnädig,
die sich als deine Gemeinde versammeln!
Erhalte sie und uns bei deinem Wort!
Bewahre sie und uns vor Heuchelei, Irrtum,
Langeweile und Zerstreuung!
Gib ihnen und uns Erkenntnis und Hoffnung,
ein klares Zeugnis und freudige Herzen –
durch Jesus Christus unseren Herrn!*

Karl Barth





Inhalt

„evangelisch“?!	<i>Hartmut Ellinger</i>	3
Christsein in der Diaspora	<i>Eberhard Winkler</i>	5
Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Sibirien	<i>Otto Schaude</i>	10
Gemeinde im Aufbruch	<i>Anna Frank</i>	17
„ ... werden wir euch begleiten“	<i>Ulrich Hirsch</i>	19
Hugenotten und Waldenser haben eine leidvolle Vergangenheit	<i>Hans-Dieter Frauer</i>	23

Adressen der Autoren:

Hartmut Ellinger
Lieschingstraße 12
70567 Stuttgart
Hartmut.ellinger@gmx.de

Anna Frank
Zaunwiesen 60
70597 Stuttgart
aanafrank@t-online.de

Hans-Dieter Frauer
Hauffstraße 24
71083 Herrenberg
hans-dieter.frauer@web.de

Ulrich Hirsch
Gustav-Adolf-Werk Württemberg
Pfahlbronner Straße 48
70188 Stuttgart
ev.diaspora@gaw-wue.de

Bischof Otto Schaude
Ihmenfeldstraße 20
72766 Reutlingen
otto.schaude@web.de

Prof. Dr. Eberhard Winkler
Dorfstraße 16
06193 Götschetal OT Gutenberg
winkler.gutenberg@web.de

Hartmut Ellinger



„evangelisch“?!

Ja, die Satzzeichen zum Themenstichwort „evangelisch“ sind bewusst gesetzt, liebe Leserin, lieber Leser.

„Evangelisch?“ Noch immer antworten viele Menschen bei der Frage nach ihrer Kirchenzugehörigkeit: evangelisch. Macht das den evangelischen Glauben zum tragenden Grund ihres Lebens? Identifizieren sie sich mit den Glaubensinhalten, die die Kirche zu vermitteln trachtet? Viele Gespräche lassen mich daran zweifeln. „Evangelisch“ ist man, weil man ‚so geboren‘ ist, sprich: weil die Familie evangelisch ist. „Evangelisch“ ist man dann fast so wie man eben rote Haare hat oder Sommersprossen. Es wurde einem in die Wiege gelegt und nun lebt man damit, ohne sich allzu viele Gedanken darüber zu machen. (Wobei es ein schwacher Trost ist, dass das auch für Katholiken und viele Konfessionslose aus den neuen Bundesländern gilt.)

Wie gehe ich, wie gehen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, damit um. Ich denke, den Sachverhalt zu beklagen, gar Schuldige dafür zu suchen - die Eltern; einen mangelhaften Religionsunterricht; die Gemeinde, die es nicht geschafft hat, einladend zu wirken und sich als attraktive Gemeinschaft darzustellen - hilft nicht wirklich weiter. Vielmehr sind wir gefragt, deutlich zu machen, welcher Schatz uns gegeben und anvertraut ist, weil wir evangelisch sind. Ein Schatz,

dessen Wert freilich nur dann sichtbar wird, wenn er gehoben - und dann auch im Leben eingesetzt wird.

Dabei zu helfen, ist das Angebot, das die Kirche macht. Sie tut dies, indem sie in der Nachfolge Jesu auf die Botschaft von der voraussetzungslosen Liebe Gottes hinweist, die Jesus von Nazareth verkündigt und vorgelebt hat. Sie gibt uns Menschen unsere Würde und unseren Wert. Jeder Mensch darf wissen, dass die Liebe Gottes auch ihm gilt. Selbst dann, wenn er durch das, wie er sein Leben gestaltet und was er tut, vor den Menschen - und auch vor Gott - versagt. Das Angebot der Liebe Gottes für ihn bleibt. So kann er den Sinn für sein Leben finden. Und er kann von Jesus und seinem Umgang mit Menschen lernen, wie das Zusammenleben von Menschen gestaltet werden kann.

Das ist für manchen Gesprächspartner eine kühne Behauptung. Denn es ist ja nicht zu übersehen, dass der Beitrag des christlichen Glaubens zur persönlichen Lebensführung und ebenso der Beitrag der Kirche zum gesellschaftlichen Zusammenleben nicht mehr selbstverständlich anerkannt werden. Zum Teil sind sie kaum mehr wahrnehmbar. Aber gerade deshalb ist es umso wichtiger, dass wir als Christinnen und Christen,

als Kirche, wieder deutlicher unseren Glauben bezeugen. Dabei kann es dann auch nicht ausbleiben, dass wir davon reden, dass die Botschaft des Evangeliums, der Guten Nachricht vom menschenliebenden Gott, im Laufe der Geschichte unterschiedliche Antworten bei denen hervorgerufen hat und hervorruft, an die sie sich richtet. Die Mitte ist und bleibt Jesus Christus, in dem Gott uns Menschen nahe kommt. Von ihm kommt alles her und auf ihn ist alles bezogen, was die Kirche verkündet und tut innerhalb ihrer eigenen Organisation und für die Gesellschaft, in der sie lebt.

Hier hat das „evangelisch!“ seinen Platz. Wir sollen und wollen über die Gründe unseres Glaubens, unsere religiöse Identität und Kirchengliederung ins Gespräch kommen. Und das selbstgewiss. Nicht so, wie ich das immer wieder erlebe, dass wir unser eigenes Kirche-Sein über Defizite definieren, über das, was andere haben und was uns fehlt. Sondern über das, was uns geschenkt und anvertraut ist: Wir haben einen Schatz, den Glauben an Jesus Christus.

Von diesem Schatz dürfen, ja müssen wir reden. Ich brauche dabei nicht verschweigen, dass es ein gewiss sehr „irdischen Gefäß“ ist, in dem mir dieser Schatz begegnet ist - die Kirche, meine evangelische Kirche. Aus welcher Tradition kommt sie? Wofür tritt sie ein?

Mit einem vierfachen „allein“ hat die Reformation die wiederentdeckte Grundlage des Glaubens, das in der Bibel überlieferte Evangelium neu für die Kirche entdeckt. An diesem vierfachen „allein“ lässt sich zeigen, was „evange-

lisch!“ ist. Es gründet in der Erkenntnis, dass allein Jesus Christus unser Heil ist, uns offenbart allein in der Heiligen Schrift Alten und neuen Testaments, geschenkt allein aus Gnaden, empfangen allein im Glauben.

Allein Jesus Christus! Ist das so? Gilt das noch? Erwarten wir wirklich von ihm allein unser und der Welt Heil?

Allein aus Gnaden – die große Entdeckung der Reformation: Ich kann mich nicht selbst von dem befreien, was mein Leben belastet, kann mich nicht selbst vor Gott und meinen Mitmenschen ins Recht setzen, mir nicht durch meine Taten meine Lebensgewissheit verschaffen. Bin ich dazu wirklich bereit, alles Gott zu überlassen, was zu meinem Heil dienen soll?

Allein aus Glauben – Ich bekomme meine Lebensgewissheit geschenkt, ich bin Gott recht, wenn ich mich auf Christus verlasse.

Und all das erfahre ich einzig und „allein durch die Schrift“, die sich mir nicht nur beim stillen Lesen erschließt, sondern im Austausch mit den Brüdern und Schwestern, im Gespräch über der Schrift.

Ich denke, es lohnt, darüber immer wieder nachzudenken und mit einander zu reden, um bewusst und stolz sagen zu können: „Ich bin evangelisch!“

meint Ihr



Hartmut Ellinger

Eberhard Winkler

Christsein in der Diaspora

Professor em. Dr. Eberhard Winkler, geboren 1933; verheiratet, vier Kinder; Tischlerlehre; Theologiestudium in Rostock; Vikar; Assistent für Praktische Theologie; Pastor in Rostock; 1966: Dozent; seit 1969: Professor für Praktische Theologie in Halle; 1987: Präsident des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR.



„...dass diese arme Erde nicht unsre Heimat ist“, heißt es in einem Lied zur Jahreswende (EG 63,3). Solche innere Distanz zur Welt ist heute theologisch unerwünscht. Erfordert „ungeteiltes Christsein“ nicht das volle Ja zur Welt? „Identifikation mit der Welt“ statt Distanz von ihr, heißt die Parole. Hat Gott sich nicht in Jesus ganz in diese Welt hineingegeben? So richtig das ist, darf doch die Dialektik dieser Weltzuwendung nicht verlorengehen.

Dialektische Weltbeziehung

Das Neue Testament bezeugt einerseits, wie sehr Gott die Welt geliebt hat (Joh 3,16) und andererseits, dass die Welt ihn nicht erkannte (Joh 1,10). Zum urchristlichen Selbstverständnis gehörte ein Gefühl der Fremdheit in der Welt, das nicht mit Weltfremdheit zu verwechseln ist! In 1.Petr 1,1 werden die „auserwählten Fremdlinge, die verstreut wohnen“ begrüßt. In Jak 1,1 werden die „zwölf Stämme in der Zerstreuung“ angeredet. Dass die Christen hier in der Zerstreuung leben, weist auf ihr Bürgerrecht im Himmel hin (Phil 3,20). „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr 13,14). Nicht das irdische, sondern das

himmlische Jerusalem ist die Mutter der Christen (Gal 4,26).

Die Christen sind nicht „von der Welt“ (Joh 17,14.16), aber Jesus sendet sie in die Welt (Joh 17,18). Die dialektische Beziehung der Christen zur Welt ergibt sich aus der Dialektik christlichen Weltverständnisses: Einerseits ist die Welt der Ort der Sendung Gottes, andererseits liegt sie im Argen (1.Joh 5,19). Sie kennt Gott nicht und versteht deshalb auch die Christen nicht (1.Joh 3,1).

Diese dialektische Weltbeziehung gehört zu den Grunderfahrungen der Christen in der Diaspora. Man kann sagen, dass „ungeteiltes Christsein“ immer „Christsein in der Diaspora“ ist, weil sich immer, auch im volksgemeinschaftlichen Umfeld, nur ein Teil der Menschen für ein Leben entscheidet, das vom Glauben bestimmt sein soll. Viele Christen leben deshalb auch in der Volkskirche mit einem Diasporagefühl, das sie veranlasst, sich in Gruppen derer, „die mit Ernst Christen sein wollen“ (Martin Luther: Vorwort zur Deutschen Messe, 1526), zusammenschließen.

Es gibt jedoch wesentliche Unterschiede der Diasporasituation. Grob kann man konfessionelle und säkulare Diaspora unterscheiden. Die Diaspora-Hilfswerke

wie das Gustav-Adolf-Werk und der Martin-Luther-Bund hatten es ursprünglich nur mit der konfessionellen Diaspora zu tun, meist mit evangelischen Gemeinden in katholischer Umwelt. Dagegen ist bei uns in der DDR heute das Problem der säkularen Diaspora viel bedrückender. Da die Säkularisierung große Teile Europas erfasst hat, verbinden sich oft konfessionelle und säkulare Diasporasituation. So leben die evangelischen Christen Frankreichs, und der Tschechoslowakei in einer überwiegend katholisch geprägten und zugleich in einer stark säkularisierten Umwelt. Vier Merkmale und Aufgaben der Diasporasituation möchte ich nennen, die gleichermaßen für die verschiedenen Formen des Christseins in der Zerstreung gelten: Angefochtenheit, Gemeinschaft, missionarische Existenz und allgemeines Priestertum.

Christsein als angefochtenes Leben

Sicher ist es kein Zufall, dass sich der Jakobus- und der 1. Petrusbrief, die beiden Schreiben, die den Diasporabegriff in der Anrede haben, an angefochtene Gemeinden richten. Es ist belastend, unter Andersdenkenden zu leben. Dies gilt besonders, wenn sie ihr anderes Denken und Handeln mit Gewalt gegen eine Minderheit durchsetzen wollen. Aber auch wenn Toleranz an die Stelle der Gewalt tritt, hat es die Minderheit oft schwer. Äußere und innere Probleme verstärken sich gegenseitig und wirken ermüdend. Lohnt es sich, weite Wege zurückzulegen, um sich als kleines evangelisches Häuflein zu versammeln, während in jedem Ort eine katholische

Kirche steht? Hat es Sinn, mit viel Mühe eine evangelische Kirche zu erhalten, während die Gemeinde schrumpft? Jeder Abgang von Mitgliedern durch Wegzug, Austritt oder Übertritt belastet eine kleine Diasporagemeinde viel stärker als eine große volkskirchliche Gemeinde, wo nur wenige dies überhaupt wahrnehmen.

Materielle Existenzfähigkeit und geistige Existenzberechtigung sind notvolle Fragen der Diaspora. Geht aus einer Schulklasse in der DDR nur ein einziges Kind zur Christenlehre, so braucht es einen starken Rückhalt in Familie und Gemeinde, um sich durch seine extreme Minderheitssituation nicht verunsichern zu lassen. Dies umso mehr, wenn Lehrer und Mitschüler ihre Ablehnung des Glaubens bekunden.

Es ist eine Anfechtung, ungewollt in der Außenseiterposition zu leben. Der Drang, sich der Mehrheit anzupassen, um von ihr akzeptiert zu werden, ist eine natürliche Reaktion. Es bedarf einer starken Gewissheit der eigenen Identität, um dieser Versuchung standzuhalten. Der psychische Druck, den die Mehrheit meist unbewusst ausübt, lässt sich von einzelnen schwer ertragen.

Die Gemeinschaft durch Glaube, Liebe und Hoffnung

Die Gemeinschaft der Glaubenden stärkt die Identität der einzelnen als Christen. Niemand glaubt für sich allein. Um Hilfe zum Glauben und Stärkung im Glauben geht es beim Gemeindeaufbau. Er ist nicht nur in der Volkskirche allgemein, sondern gerade in der Diaspora eine lebenswichtige Aufgabe. Das Gustav-

Adolf-Werk ist darum ein Hilfswerk für den Gemeindeaufbau in der Diaspora. Von seinen Ursprüngen her ist es ökumenisch orientiert, d.h.: es arbeitet nicht gegen eine andere Konfession, sondern es dient positiv evangelischem Christsein. Da dieses seine geistliche Mitte im Hören des Wortes und im Feiern der Sakramente hat, wird ein großer Teil der Diasporahilfe für den Bau und die Erhaltung von Versammlungsräumen aufgebracht. Es gibt keinen Glauben ohne Kommunikationsmöglichkeiten.

„Ungeteiltes Christsein“ bewährt sich in einem Glauben, der durch die Liebe tätig ist (Gal 5,6). Viele Menschen finden zum Glauben nur Zugang, wenn ihnen die Früchte des Glaubens in der Liebe begegnen. Sie sind der großen Worte überdrüssig; aber sie horchen auf, wenn sie Menschen mit authentischem Glauben kennenlernen. Mitteilung des Evangeliums wird oft erst dadurch möglich, dass „ungeteiltes Christsein“ erfahren wird. Das wirkt einladend. Damit ist keine Funktionalisierung der Diakonie gemeint. Die Liebe ist kein Mittel zum Zweck des Glaubens. Aber es besteht ein Zusammenhang von Liebe und Glauben auch dadurch, dass die Liebe dem Glauben den Weg bereiten und ihn stärken kann.

Christsein in der Diaspora braucht schließlich die Gemeinschaft der Hoffnung. Jakobus unterstreicht nicht nur den Zusammenhang von Glauben und Geduld (1,3), sondern er richtet auch den Blick auf die Verheißung (1,12; 5,7-8). In der Diaspora droht Resignation. Wenn Gemeinden schrumpfen, werden die Probleme der Übrigbleibenden

umso schwieriger. So wichtig der eschatologische Ausblick auf die Krone des Lebens ist, genügt er doch nicht, die angefochtene Diasporagemeinde zu ermutigen. Sie braucht gegenwärtig sichtbare Hoffnungszeichen.

Missionarische Existenz

Giorgio Tourn berichtet in seiner „Geschichte der Waldenser-Kirche“ (Erlangen 1983, S. 212), der um diese Kirche verdiente Charles Beckwith habe 1848 gesagt: „Ihr werdet entweder Missionare sein oder überhaupt nichts!“ In der Diasporasituation tendiert die Gemeinde zur Schrumpfung, wenn nicht missionarische Kraft ihr entgegenwirkt. In der urchristlichen Diaspora war nichts von lähmender Resignation zu spüren. Nach Apg 8,4 und 11,9f führte die Verfolgung zur Mission.

Der heutigen Diasporagemeinde ist natürlich nicht damit geholfen, dass ihr leuchtende Ideale der Urgemeinde vor Augen gestellt werden. Vielmehr geht es darum, dass die Gemeinde ihre notvolle Diasporasituation auch als Chance versteht.

In der DDR brachte die Beteiligung der Kirche an der politischen Wende ein unerwartetes öffentliches Ansehen und bewirkte nicht nur „runde Tische“, sondern auch offene Türen. Wird die Kirche diese Chancen missionarisch nutzen? Die Öffnung zum Pluralismus wird neue Formen des weltanschaulichen Konkurrenzkampfes bringen. Auf dem „freien Markt“ der Meinungen wird keine Kirche gefragt sein, die nur dasselbe sagt wie die Zeitungen. Gesellschaftliche Diakonie, ge-

genwärtig eine Hauptaufgabe vieler kirchlicher Mitarbeiter, wird ihre Bedeutung für die Kirche behalten, weil Christsein eben „ungeteilt“ ist. Die Frage nach den Prioritäten wird sich aber in aller Schärfe stellen. Hat sich die Kirche vorrangig für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einzusetzen, oder ist sie vor allem dazu da, das Evangelium mitzuteilen und Menschen zum Glauben zu helfen? Es wäre jedoch verhängnisvoll, aus der Frage nach den Prioritäten ein Entweder-oder zu machen. Dass gesellschaftliche Diakonie und Verkündigungsauftrag sich nicht gegenseitig ausschließen, bestreitet kaum noch jemand. Der Streit entbrennt erst, wenn man konkret wird, z.B. wenn jemand für oder gegen die Evangelisation oder Aktionen wie „Neu anfangen“ eintritt.

In der säkularen Diaspora gilt noch deutlicher als in der konfessionellen, was Beckwith über die Notwendigkeit missionarischer Existenz sagte. Es ist nicht möglich, die missionarische Aufgabe theologisch oder soziologisch hinwegzudiskutieren auch wenn manche Theologen dieses Kunststück scheinbar vollbringen. Die Möglichkeiten gesellschaftlicher Diakonie wie der Diakonie überhaupt hängen davon ab, dass sie von lebendigen Gemeinden getragen werden. Wer sich in dieser Situation dem missionarischen Auftrag entzieht, sollte nicht die pietistischen Gruppen dafür kritisieren, dass sie auf ihre Weise Mission treiben.

Eine Kirche, deren Kraft sich nicht mehr im missionarischen Zeugnis erweist, wird auf die Dauer auch keine große Kraft für den Dienst in der Gesellschaft

aufbringen. Der starke gegenwärtige Einfluss der DDR-Kirchen im politischen Raum darf keine Illusionen im Blick auf die Zukunft wecken. Ebenso wenig sollte die starke Stellung der Kirchen in der Bundesrepublik darüber hinwegtäuschen, dass die säkulare Diaspora sich ausbreitet. Zugleich ergibt sich aus dem religiösen Synkretismus eine neue Spielart konfessioneller Zerstreuung.

Das allgemeine Priestertum

Die Evangelisch-lutherische Kirche in der Sowjetunion verlor durch die stalinistische Verfolgung fast alle Pastoren. An ihre Stelle traten die „Brüder“, gelegentlich auch „Schwestern“, die geistliche Aufgaben übernahmen, soweit das unter dem Druck der Repressalien und neben einer harten Berufstätigkeit möglich war. Die Gemeinden lebten und leben bis heute weitgehend vom Dienst der „Laien“. Sie dürften eigentlich nicht so genannt werden, weil sie „Experten“ des Glaubens, des ungeteilten Christseins, sind. Luthers Erkenntnis, dass die Taufe den geistlichen Stand aller Christen begründet, setzen sie in die Tat um. Das Amt ist der Gemeinde nicht übergeordnet, sondern es geht aus ihr hervor und dient ihr. Gerade deshalb wird der Amtsträger als Beauftragter des Herrn respektiert.

In der DDR gibt es heute einen chronischen Pfarrermangel. Besonders auf dem Land nahm die Zahl der vakanten Pfarrstellen so zu, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oft über ihre Kräfte belastet werden. Trotzdem blieben die kleinkirchlichen Strukturen erhalten. Kann eine Pfarrstelle nicht besetzt werden, muss

eine Pastorin oder ein Pastor aus der Umgegend die betreffende Gemeinde mit übernehmen, auch wenn schon vorher keine intensive Gemeindegliederarbeit mehr möglich war.

Aber seit langem wird diskutiert, ob das Parochialsystem oder, wie man unpassend formuliert, „die flächendeckende Versorgung“ noch aufrechterhalten werden kann. Dabei gilt die Voraussetzung, dass das Parochialsystem an den „Parochus“, den hauptberuflichen Pfarrer, gebunden ist. Die Mehrheit der Gemeindeglieder teilt diese Meinung. Ohne Pfarrer breche das kirchliche Leben zusammen, sterbe die Restgemeinde vollends aus.

Diese Meinung mag auf entsprechenden Erfahrungen beruhen. Für die Gemeinde in der Diaspora ist es demnach buchstäblich notwendig, diese Einstellung zu korrigieren, die oft unter den „Laien“ stärker verbreitet ist als bei den Amtsträgern. Ungeteiltes Christsein erweist sich in der Einheit des Gottesvolks, dessen Glieder in der Taufe dazu „ordiniert“ sind, füreinander Verantwortung zu tragen und einander auf dem Weg zum Glauben und im Glauben zu helfen. Einige erhalten darüber hinaus den besonderen Auftrag, in geordneter Weise Gottes Wort zu predigen und die Sakramente zu reichen.

Gemeindeaufbau statt Betreuungsstruktur

Die Diaspora braucht Experten des Glaubens, die ohne Theologiestudium und ohne kirchliches Gehalt priesterlichen Dienst tun. Die Betreuungsmentalität,

die alles von hauptamtlichen Leuten erwartet, ist schon unter günstigen volkkirchlichen Verhältnissen verhängnisvoll. In der säkularen Diaspora wirkt sie katastrophal. Die kirchlichen Ordnungen gehen aber nach wie vor von der „Versorgung“ der Gemeinden durch hauptamtliche Mitarbeiter aus.

Allein durch neue Ordnungen sind die Betreuungsstrukturen freilich auch nicht zu ändern. Gemeindeaufbau tut not, Erneuerung durch Gottes Geist zu Glauben, Gemeinschaft und Dienst.

In der DDR klagen viele Pfarrer, besonders auf dem Land, über die erdrückende Last der nichtgeistlichen Aufgaben. Bau- und Verwaltungsaufgaben rauben einen großen Teil der Zeit und Kraft. „Ungeteiltes Christsein“ kann natürlich bedeuten, dass der Pfarrer mit anderen Gemeindegliedern das Kirchendach deckt. Aber es wird zur Last, wenn alle Initiativen vom Pfarrer ausgehen müssen. Doch müssen sie das wirklich? Oder setzt der Pfarrer vielleicht auf Grund früherer Erfahrungen das voraus? Übernimmt die Gemeinde nur deshalb so zögernd Verantwortung, weil sie es gar nicht anders kennt, als dass die Amtsträger alles in die Hand nehmen?

Dass die Amtsträger Verantwortung aus der Hand geben und die Gemeinden sie übernehmen, ist in der Diaspora eine Lebensfrage, und sicher bekäme es auch der Volkskirche gut, wenn sie sich mehr auf die Lebensbedingungen der Gemeinde in der Diaspora einstellte.

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers entnommen aus: Das missionarische Wort, Zeitschrift für Verkündigung und Gemeindeaufbau, Mai/Juni 1990, S. 93ff

Bischof Otto Schaude



Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Sibirien

Otto Schaude aus Württemberg ist seit Oktober 2010 Bischof der «Evangelisch-Lutherischen Kirche Ural, Sibirien und Ferner Osten» (ELKUSFO). In dem Beitrag berichtet er von seinen Erfahrungen in der flächenmäßig größten lutherischen Kirche der Welt. Heute steht die ursprünglich deutsch geprägte ELKUSFO vor allem vor der Herausforderung, sich der russischen Sprache und Kultur zu öffnen.

Vor zweieinhalb Jahren - nach dem Eintritt in den Ruhestand - führte unser Lebensweg meine Frau und mich zu zwei Besuchsreisen nach Russland, zu den lutherischen Gemeinden in Sibirien, die in der „Evangelisch-Lutherischen Kirche Ural, Sibirien und Ferner Osten“ (ELKUSFO) zusammengeschlossen sind. Im Oktober 2010 wurde ich dann von der Synode in Omsk zum Bischof gewählt. Seit her sind wir viel unterwegs, um das Land und die Menschen, vor allem aber die Gemeinden, Pastoren und Mitarbeiter kennenzulernen.

Ein kurzer Überblick

Die ELKUSFO vereinigt die lutherischen Gemeinden des asiatischen Teils der Russländischen Föderation. Sie ist flächenmäßig die größte lutherische Kirche der Welt: vom Ural bis zur Halbinsel Kamtschatka sind es über 7000 km. Das Gebiet umfasst sieben Zeitzonen. Schon diese wenigen Fakten machen deutlich, dass die Kirche angesichts der Weite des Landes und der riesigen Entfernungen vor besonderen Her-

ausforderungen steht: einzelne Gemeinden liegen zwischen 30 und 3000 km auseinander. 15 Pastoren „bedienen“ dieses Gebiet. Manche Gemeinden können nur ein- oder zweimal pro Jahr von einem Pastor, Propst oder Bischof besucht werden. Dennoch fällt kein Gottesdienst aus!

Zur ELKUSFO gehören etwa 150 Gemeinden und Hausgemeinden mit einer Gruppengröße von fünf bis mehr als 100 Gemeindegliedern. Die Kirche gliedert sich in vier Propsteien, die die Verbindung untereinander erleichtern und verstärken sollen: Es sind dies die Propstei Ural (Sitz Jekaterinburg), Westliches Sibirien (Omsk), Mittleres und Östliches Sibirien (Novosibirsk) sowie Ferner Osten (Wladiwostok). Sitz des Bischofs und der Kanzlei ist Omsk, im dortigen Christus-Kirchenzentrum.

Ein Blick in die Geschichte

Zum Verständnis der heutigen Situation ist ein Rückblick in die Geschichte wichtig: Die erste lutherische Gemeinde auf

russischem Gebiet wurde 1576 in Moskau durch Einwanderer aus Deutschland gegründet. In Sibirien entstand 1713 die erste lutherische Kirche in Tobolsk. In Omsk wurde 1716 eine erste Kirche aus Holz errichtet. Neben der Besiedlung durch deutsche Kaufleute führte vor allem der Bau der Transsibirischen Eisenbahn ab 1891 zu Neugründungen und zu einem Wachsen der Gemeinden. Noch im Jahr 1924 wurde in Russland die seit 1832 bestehende Kirchenordnung erneuert und vom sowjetischen Staat anerkannt.

Doch in der Stalin-Ära und mit Beginn der Repressionen Ende der 1920er und in den 1930er Jahren begann eine Zeit der Unterdrückung und Verfolgung. Ein Großteil der Kirchen wurde enteignet; Gläubige, Prediger und Pastoren wurden verschleppt, verbannt und hingerichtet. Die Kirchenstrukturen konnten nicht länger aufrechterhalten werden. Der Glaube starb jedoch mit den hingerichteten Pastoren und Predigern nicht aus: Laien fingen an, Gottesdienste zu halten, zu predigen, Kinder zu taufen und das Abendmahl auszuteilen.

Mit Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion 1941 wurden alle Deutschen aus dem europäischen Teil des Landes nach Sibirien deportiert. Eine unendlich notvolle Geschichte von Leid und Tod begann. Mehr als 850 000 Deutsche wurden hinter den Ural verbannt.



Viele landeten in der „Trudarmee“ (Arbeitsarmee). Familien wurden auseinandergerissen. Die Sterblichkeitsrate war hoch. Bei Besuchen in den Gemeinden werden von Zeitzeugen heute noch traumatische Erlebnisse erzählt. Doch das geistliche Leben erhielt durch die Verbannten einen starken Auftrieb. Unter den Deportierten waren viele Gläubige, die durch die pietistische Tradition geprägt waren und die sich in Brüdergemeinden zusammen fanden. So entstanden vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche neue Kleingruppen, die sich oft heimlich versammelten, jedoch

voneinander wussten und sich gegenseitig besuchten. „Brüder“ legten die Bibel aus, predigten und waren für die Kasualien zuständig. Das Gebet spielte eine große Rolle. Die „Versammlungen“ oder „Stunden“ fanden in deutscher Sprache statt - ein Stück geistlicher und sozialer Heimat zugleich. Diese Form bewährte sich; so konnte man ohne Pastor und ohne Kirchengebäude als lutherische Gemeinde überleben und allmählich sogar wachsen. Die Gemeinde in Omsk z.B. wurde 1972 offiziell registriert und erwarb ein „Bethaus“.

Die Perestrojka führte zu starken Veränderungen: Der Zusammenschluss von Gemeinden und der Aufbau kirchlicher Strukturen wurde nun wieder möglich. Dank der Bemühungen von Prof. Dr. Georg Kretschmar und Propst Nikolaus Schneider, der seit langem den Kontakt zu den Gemeinden in Sibirien aufrecht erhalten hatte, gelang es, die weitverstreuten Gemeinden zu vereinigen und eine Eparchie zu gründen. Sie wurde 1992 staatlich registriert. Die Synode konstituierte sich und wählte Nikolaus Schneider zum ersten Leiter (als Superintendent). Damals wurden über 200 lutherische Gemeinden in Sibirien gezählt. Der Prozess der Neukonstituierung wurde sehr stark von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) begleitet; von ihr wurden Pfarrer zum Dienst im Osten freigestellt. Es war eine Zeit des Aufblühens und der Expansion, ein „Frühling“ für die Gemeinden.

In den Jahren 1993/94 wurde in Omsk ein neues Kirchengebäude errichtet, dank der geschwisterlichen Hilfe von Lutheranern aus Deutschland und des

deutschen Bundesinnenministeriums. Dieses schmucke und zweckmäßige Christuskirchenzentrum am Irtysch wurde auch Sitz der Kirchenleitung und Tagungsstätte. Leiter des Zentrums war Pastor Ernst Schacht. Die Hannoversche Landeskirche übernahm die Verpflichtung für den Unterhalt auf 25 Jahre. 1996 hatte Nikolaus Schneider das Leitungsamt an Ernst Schacht abgegeben, dieser erhielt den Titel eines Bischofs. 1998 als er nach Deutschland zurückkehrte, wurde Pfarrer Volker Sailer aus der Württembergischen Landeskirche zum Bischof gewählt. 1999 wurde die Eparchie als eigenständige Kirche in ELKUSFO umbenannt.

Als sich in den 1990er Jahren durch die veränderten Ausreisebedingungen das Tor nach Deutschland öffnete, setzte eine massenhafte Ausreisewelle ein, die einen Rekord-Aderlass zur Folge hatte. Dieses Schrumpfen der Gemeinden sollte das geistliche Leben und das Gesicht der ELKUSFO stark verändern und hat Auswirkungen bis heute.

Heutige Situation und Herausforderungen

Um es vorab zu betonen: Wir erleben viel Schönes und Wertvolles bei unserer Arbeit in der ELKUSFO; viel Vertrauen und eine beeindruckende Gastfreundschaft; offene Türen bei der Verkündigung; tiefe echte Frömmigkeit; Glaube, Gottvertrauen, das in oft schweren Lebensführungen bewährt wurde, manche Opferbereitschaft.... Es ist wirklich eine lohnende Aufgabe, im Namen Jesu hier

unterwegs zu sein! Freilich gibt es auch viele Herausforderungen:

Bedrängend sind: die sozialen Probleme, Alkoholsucht, die hohe Scheidungsrate, die Situation vieler Kinder und Rentner; die starke Position der Orthodoxen Kirche, deren Allgegenwart und staatliche Unterstützung Vieles an den Rand drängt; die Nachwirkungen dessen, dass in der Sowjetzeit Kirchen und Versammlungsräume enteignet, abgerissen oder umfunktioniert wurden, oder nur noch stark verwahrlost zur Verfügung stehen.

Das Problem der riesigen Entfernungen betrifft vor allem die Arbeit der Hauptamtlichen. Wir alle sind viel unterwegs – auf schlechten Straßen oder langen Bahnfahrten. Und viele Gemeinden erhalten nur in großen Abständen unseren Besuch. Viel Arbeit und Verantwortung lastet auf den örtlichen Predigern und Gemeindeleitern. Damit ergibt sich eine weitere Schwierigkeit: die Begleitung der Mitarbeitenden. Die Pastoren, aber auch die ehrenamtlichen Mitarbeitenden brauchen in ihrer Situation des Alleinseins eine gute Begleitung. Besuche bei ihnen oder ihre Teilnahme an Fortbildungen in Omsk bedeuten einen enormen Zeitaufwand und hohe Kosten. Ein Flug von Wladiwostok nach Omsk beispielsweise kostet mehr als ein

Monatsgehalt. Eine Pastorenkonferenz kann deshalb nur einmal im Jahr durchgeführt werden. Zudem gibt es Seminare für Kinder- und Jugendarbeit, Frauenarbeit und Seelsorge, für Musik und Gemeindeleitung. Viel wird nach Möglichkeit in den Propsteien und Regionen getan, aber abendliche Treffen wie in Deutschland sind nicht möglich.



Ein weiteres Problem ist die sich öffnende Arm-Reich-Schere, eine Mittelschicht besteht kaum. Die Lebensbedingungen in der Stadt und auf dem Land sind extrem unterschiedlich. Sozialistische Vergangenheit und kapitalistische Gegenwart sind allgegenwärtig, der Lebensstil von Jung und Alt differiert sehr. Dies alles spiegelt sich in der Kirche und den Gemeinden wider und erfordert viel Integrationswilligkeit, Kraft und Liebe.

Die Gemeinden der ELKUSFO sind zudem sehr unterschiedlich geprägt. Manche sind tief verwurzelt in der Tradition der Brüdergemeinden. Das hat sie durch die Sowjetzeit getragen, dabei wollen sie bleiben.

lich. Der Ferne Osten wird zum guten Teil auch durch Gemeinden aus den USA unterstützt. Eigenmittel sind nur wenig vorhanden. Schon vor der Wirtschaftskrise lebte laut Caritas knapp ein Viertel der Bevölkerung unter dem Existenzminimum: ein großer Teil unserer Gemeindeglieder gehört dazu, vor allem die Rentner. Wenn nicht ein Großteil der Reisekosten übernommen würde, könnten das Konsistorium und die Synode nicht tagen. Wir haben unseren Partnern und Unterstützern in Deutschland daher viel zu verdanken: der Hannoverschen Landeskirche, Dem Evangelisch-Lutherischen-Missionswerk Hermanns-

burg, der Liebenzeller Mission, aber auch der EKD, dem Gustav-Adolf-Werk, dem Martin-Luther-Bund und zahlreichen privaten Spendern. Manche Gemeindeglieder haben sich freilich an den Gedanken gewöhnt, dass die Deutschen schon bezahlen. Wir sind einerseits darum bemüht, das Opferaufkommen - als Äußerung des Glaubens und Dank gegen Gott - zu steigern, und andererseits eine Balance zu finden zwischen Notwendigkeit und knappen Möglichkeiten, denn auch die Mittel mancher Partner sind begrenzter geworden. Mit Bangen sehen wir der Zeit weiter zurückgehender Partnerhilfe entgegen! An größere Bauvorhaben ist fast gar nicht zu denken, obwohl das im Einzelfall sehr wichtig wäre.

Andere versuchen, Altes und Neues zu verbinden. Wieder andere sind stärker vom „Kulturprotestantismus“ geprägt. Die Unterschiede zwischen den Großstädten und den entfernt in der Taiga oder im Altai liegenden Dörfern sind riesig. „Die Weite der Geografie und der Lebens- und Glaubenshintergründe ist kaum zusammenzubringen“, sagte Bischof Uland Spalinger, Ukraine. Und doch: „Es muss zusammenwachsen, was zusammengehört.“

Eine weitere Herausforderung stellen die Finanzprobleme dar: Ohne die starke finanzielle Unterstützung aus Deutschland wäre der Aufbau der Struktur und die Bezahlung des Personals nicht mög-

Die Auswanderung der deutschen Bevölkerung wirkt stark nach - und das nicht nur zahlenmäßig: Eine Schrumpfung von z.B. 200 Gemeindegliedern auf zehn oder 15 - das muss auch innerlich verkraftet werden! Zahlreiche enge Weggefährten, Freunde und Familienmitglieder sind gegangen, so dass der Versammlungsort unmöglich gehalten werden konnte. Die Zurückgebliebenen konnten oder wollten nicht ausreisen. Die geistliche und seelsorgerliche Begleitung solcher Gemeinden ist enorm wichtig und benötigt Einfühlungsvermögen und Zeit. Und auf Besucherzahlen darf man nicht schauen!

Der Mitarbeiterbereich wurde durch den Wegzug besonders betroffen, denn fast alle leitenden Personen und fähigen Mitarbeitenden wanderten aus, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Wer konnte die Aufgaben übernehmen? Oft waren es die „Babuschkas“, die vorangingen und mit viel Liebe und Lebenserfahrung die Leitung übernahmen, für die sie nie geschult worden waren. Doch nun muss auch dringend die jüngere Generation Verantwortung übernehmen! Bis heute sind noch Pastoren aus Deutschland tätig, aber oft nur für kürzere Zeit. Mehr als zehn Jahre konnten nur wenige bleiben. Diesen ist besonders zu danken für Kontinuität und Stabilität, die sie bewirken. Nun geht es darum, Russen, die in unserer Kirche Heimat gefunden haben, für die Mitarbeit zu gewinnen. Besonders für die Gemeindeleitungen brauchen wir russische Mitarbeitende, da Ausländer hierfür mindestens ein Fünfjahresvisum benötigen. Unter den Pastoren haben

wir schon sechs junge Russen, aber derzeit auch drei deutsche Pensionäre, mich eingeschlossen. Deutsche Hilfe wird sowohl personell als auch materiell noch länger nötig sein, da noch keine Gemeinde oder Region eine angemessene Bezahlung eines Hauptamtlichen aus eigenen Mitteln schultern kann.

Die jüngere Generation der Deutschen, falls sie überhaupt noch da ist, fehlt fast ganz in den Gemeinden und kann nicht mehr deutsch sprechen. Russen gewinnen wir nur, wenn wir auch ihre Sprache sprechen und russische Mitarbeitende können wir nur dort einsetzen, wo dies der Fall ist. So geht die Zeit der deutschen Kultur in Sibirien zu Ende, denn die Zukunft der ELKUSFO liegt in der russischen Sprache und somit bei der russischen Bevölkerung. Es ist bewundernswert, wie viele das begreifen und den Wechsel entschieden bejahen. So haben schon viele Gemeinden in den letzten Jahren umgestellt, andere arbeiten noch zweisprachig, und nur noch sehr wenige vorwiegend deutsch. Das Eingehen auf die russische Kultur betrifft dabei auch das Liedgut, die Liturgie und den Frömmigkeitsstil. Dieser Prozess muss weiterhin behutsam begleitet werden und erfordert viel Liebe.

Ein Blick nach vorn

Die ausgeführten Herausforderungen sollten die Situation nüchtern darstellen, doch unser Blick geht nach vorn. Wir haben wichtige Perspektiven und Ziele - das andere ist die Begleitmusik (vgl. Joh.16,33; 1.Kor.16,9).

Ich nenne in Stichworten:

- Bibellesen und Bibelkenntnis fördern, dies ist in einem Land, wo die Bibel lange verboten war und oft nur mangelhafte Kenntnis vorhanden ist die elementare Aufgabe!
- Reformatorische Theologie - solus Christus, sola gratia, sola fide, sola scriptura (allein Christus - allein die Gnade - allein der Glaube - allein die Schrift) ist in einem Land, in welchem die Orthodoxe Kirche übermächtig ist, weiterzugeben
- Diakonie in einem Land großer sozialer Probleme, in den 90er Jahren gab es viele Hilfen im elementaren Bereich - heute gibt es neue Herausforderungen.
- Frauenarbeit hat große Bedeutung in einem Land, in welchem meist die Frauen die Hauptlast in Ehe, Familie und Gemeinde zu tragen haben und dabei voll berufstätig sein müssen.
- Kinderarbeit geschieht in einem Land mit vielen zerbrochenen Familien, mit starker Alkoholsucht und zu wenig staatlicher Fürsorge. „Will man einem Land aufhelfen, muss man fürwahr bei den Kindern anfangen.“ (M. Luther)
- Kontakte zu anderen Kirchen gilt es in einem Land zu stärken, in dem zahllose Kirchen, Gruppen und Sekten tätig sind; Kräfte zu bündeln, wo es geht; Gemeinsamkeiten zu suchen und zu betonen. Wir können viel voneinander lernen, z.B. in der Diakonie von der Caritas oder den Baptisten.
- Neugründung von Gemeinden geschehen in einem Land, das nach einer langen Zeit des (offiziellen) Atheismus das braucht, was allein trägt: Das Evangelium von Jesus Christus als dem Heiland der Welt (Luk.19,10)
- Missionarische Initiativen wollen wir wagen in einem Land, in dem viele Menschen diese frohe Botschaft überhaupt nicht oder nur sehr oberflächlich kennen.

Ein katholischer Pater sagte unlängst in einem Gespräch über unsere Aufgabe: „Wir sind in der russischen Kirche heute bei Karsamstag; Karfreitag ist vorbei, das Leiden und Sterben der Kirche. Ostern ist noch nicht da, das neue Leben. Dafür arbeiten und darum beten wir.“



Anna Frank



Gemeinde im Aufbruch

Am 2. Advent 2011 feierte die Evangelische Lutherische Gemeinde St. Georg in Samara an der Wolga, Russland, ihr Zwanzigjähriges Bestehen.

Vor zwanzig Jahren konnte eine kleine Gemeinde, die sich in der eiskalten Kirche auf Brettern sitzend zusammengefunden hatte, den ersten Gottesdienst, den Weihnachtsgottesdienst, feiern. Sechzig Jahre lang war jeder Gottesdienst bei schwerster Strafe verboten. Bibel und Gesangbuch konnten nur von ganz wenigen Leuten versteckt und gerettet werden. Die deutsche Sprache durfte nicht mehr gesprochen werden. Kirche und Nebengebäude waren enteignet, anderweitig benutzt und dem Verfall preisgegeben.

Und doch: es entstand nach sechzig Jahren nach und nach wieder ein schönes einladendes Gotteshaus und Gemeinderäume, ein Pfarrhaus, Büros und

ein Lehrlingsheim. Aus dem tristen Hof wurde ein blühender Garten – eine grüne Oase mitten in der lebhaften Stadt, in der auch der Verkehr Jahr um Jahr stärker wird.

Heute besteht ein reges Gemeindeleben in der St. Georgs Kirche unter der Leitung von Pfarrerin Dr. Olga Temirbulatova. Die deutschstämmigen Gemeindeglieder sind weniger geworden, viele sind ausgewandert in die alte Heimat aus der einstens ihre Vorfahren gekommen waren, andere sind verstorben. So wird die Gemeinde mehr und mehr zu einer russischen Gemeinde, obwohl noch aus zwei Gesangbüchern gesungen und jede Predigt in deutsch und russisch übersetzt wird.



Ich bin erstaunt, wenn ich darüber nachdenke, dass ich schon zehn Jahre lang jedes Jahr für einige Wochen diese Gemeinde begleiten darf. Es fing an mit Pfarrer Markus Schoch, wir machten zusammen Frauen- und Seniorenfreizeiten in einer Ferienanlage in der Nähe von Samara. Frauen und Senioren aus der ganzen Propstei waren eingeladen ein



paar Tage in Gemeinschaft mit anderen evangelischen Christen zu verbringen. Mein Beitrag dazu war in lebendiger anschaulicher Weise die Geschichten aus der Bibel zu erzählen.

Für viele war es das erste Mal, dass sie die Bibel erlebten. Wie ein Schwamm sogen sie die Botschaft auf. Nur wenige, und da vor allem die Alten, stammten aus den lange Jahre im geheimen abgehaltenen Versammlungen, sie konnten stundenlang ihre Lieder singen, die sie auswendig gelernt und im Herzen gespeichert hatten. Diese Frömmigkeit hatte sie durch die harten Jahre der Deportation und der Arbeitslager getragen. Den Umgang mit Farbstiften und Papier - malen zur eigenen Freude - empfand ein alter Mann als „Schule des Himmels“.

Ein paar Tage ohne Sorgen zu verbringen ließ viele wieder aufatmen und Freude an der Gemeinde empfinden.

Um Mitarbeiterinnen für die Gemeinden zu gewinnen, laden wir, zusammen mit der Frauenbeauftragten der gesamten Evangelisch Lutherischen Kirche in Russland (ELKRAS), Frauen aus weiteren Städten zu unseren Leiterinnen-Seminaren ein.

Dort werden biblische Themen erarbeitet und Fragen der Gruppenarbeit besprochen und besondere Wünsche der Frauen aufgenommen. Die Lektionen werden ins russische übersetzt und schriftlich niedergelegt. Manche der Frauen halten nun regelmäßig in ihren Gemeinden Gruppenstunden für Frauen und Kinder. Die Bibel ist nun kein fremdes Buch mehr und wird zu einer Quelle, aus der die Frauen Kraft und Trost erfahren für ihr oft so schwieriges Leben. Lange Reisewege - bis zu vier Tage mit dem Zug - schrecken sie nicht ab, noch die bescheidene Unterbringung in einem Freizeithaus. Denn die Freude und die Dankbarkeit für solche „Auszeiten“ überwiegen alle Schwierigkeiten.

Alle dies ist nur möglich, weil bis jetzt das Gustav-Adolf-Werk in Württemberg die Freizeiten und die Seminare finanziert hat. Ohne diese Hilfe könnten die Frauen solche Kurse nicht besuchen. Dafür danken die Frauen aus der Evangelisch Lutherischen Kirche von Herzen allen die dazu beitragen.

*Literaturhinweis:
Babuschkas Enkelinnen brechen auf,
Verlag des Gustav-Adolf-Werks*

Ulrich Hirsch



„werden wir euch begleiten!“

Seit Februar 2000 Geschäftsführer des Gustav-Adolf Werkes Württemberg e.V.

Mit dieser Verpflichtung und dem biblischen Auftrag zu Mission und Evangelisation, aber auch zur Stärkung und Verewisserung der Gemeinden im Rücken, erfüllt Pfarrer Reiner Kalmbach in der extremen Diaspora Patagoniens im Süden von Argentinien, der kleinen aber stetig wachsenden Filialgemeinde „San Martin des los Andes“ gegenüber sein Versprechen: „Solange es hier zwei oder drei Familien gibt, die Gemeinde sein und bauen wollen, werden wir Euch begleiten!“ So Reiner Kalmbach zu dieser Filialgemeinde vor fünfzehn Jahren. Seitdem legte er zweimal monatlich die ca. 540 km zurück vom Pfarrhaus zur Filialgemeinde an der chilenischen Grenze im Süden, um sie zu betreuen. Seit nunmehr zwanzig Jahren in Argentinien sieht Reiner Kalmbach – der ehemalige Unterweissacher Absolvent aus Rupertshofen bei Schwäbisch Gmünd – seine Heimat und seinen Auftrag ganz in Patagonien.

Dieser einzigartige Einsatz ist ein besonderes Beispiel für die gewaltige Herausforderung, denen sich die Partner des Gustav-Adolf-Werks (GAW) in der weltweiten Diaspora ausgesetzt sehen. Und dieser Einsatz macht deutlich, wie sehr evangelische Glaubensgeschwister in der Minderheit auf geschwisterliche

Hilfe und Begleitung angewiesen sind. Der biblische Auftrag nach Galater 6, Vers 10, „Gutes zu tun, allermeist an des Glaubens Genossen,“ ist für die Arbeit des GAW seit 1832 (in Württemberg seit 1843) noch immer und nach wie vor dringlich und weiterhin im weitesten Sinn des Wortes Notwendend. Für die Glaubensgeschwister einer weltweit gesehen noch immer noch reichen Kirche in Württemberg ist dieser biblische Auftrag Verpflichtung zu solidarischer Gemeinschaft am Leib Christi. Vor allem auch dann, wenn man mit verfolgt werden darf, wie einst kleine „Senfkörner“ heranwachsen:

Noch im Frühjahr 2009 wurden dem damals Patagonien bereisenden württembergischen Bischof Dr. Frank Ottfried July die Pläne für das kleine Kirchenzentrum erläutert. Im Herbst 2011 wurde mit Unterstützung des GAW unter Leitung des Blaubeurer Micha Schrader durch zahlreiche Jugendliche aus Württemberg und Patagonien ein Aufbaulager des EJW in die Wege geleitet und erste Konturen des Gebäudes geschaffen.

Mit großer Freude konnte die evangelische Filialgemeinde „San Martin de los Andes“ mit ihren etwa neunzig Gemeindegliedern am Reformationstag 2011 den Grundstein legen. Die Gemeinde



kann es kaum erwarten, endlich die beengten „Wohnzimmergottesdienste“ durch das Feiern in einem eigenen kleinen Gemeindezentrum zu ersetzen. Auch wenn wegen der Auswirkungen der Vulkanasche des chilenischen Vulkans Puyehue seit Sommer 2011 die gesamte Kirchbaurücklage durch eine Notversorgung der Landbevölkerung aufgebraucht wurden (ca. 1 Million Tiere sind seitdem durch den Aschregen verendet), so lässt sich die kleine Gemeinde doch nicht in ihrer Zuversicht beirren, ein Gotteshaus zu bauen. Sie freut sich umso mehr, wenn Geschwister aus der reichen Partnerkirche helfen.

In der Muttergemeinde „Allen“ helfen – derweil schon mehrere Jahre – zwei Freiwillige des GAW in Gemeinde und Altenheim und weiten so auch ihren eigenen Horizont. Trotz der bereits jetzt großen Entfernung zwischen Muttergemeinde und Filialort richtet Gemeindepfarrer Reiner Kalmbach den Blick sogar noch weiter gen Süden.



Im 380 km entfernten El Bolson warten „vom Schicksal hart gebeutelte Menschen“, die keinen kirchlichen Hintergrund haben, auf Besuche und Gemeinschaft. Eine wirkliche Hausgemeinde ist bereits am Entstehen. „Welche Freude, dass das Bedürfnis nach geistlicher Gemeinschaft dort so unglaublich groß ist“, schreibt Reiner Kalmbach.

Die evangelische Kirche am La Plata, zu der Patagonien und die kleinen Gemeinden im Süden gehören, hat zur Versorgung der etwa insgesamt 28 000 Gemeindeglieder in vierundvierzig Großgemeinden - bei ca. 250 Predigtstellen - zweiundachtzig Pfarrerinnen und Pfarrer und Diakone.

Das Gebiet, in dem die La Plata-Kirche tätig ist umfasst die Staaten Argentinien, Paraguay und Uruguay, mit einer Größe etwa der zehnfachen Fläche von Deutschland. Hier leben etwa 50 Millionen Menschen, von denen 75 bis 80 % Katholiken sind. Über drei Staatsgrenzen



hinweg versucht die La Plata-Kirche Gemeinde zu bauen und Kirche zu organisieren.

Damit sind eine Fülle von Fragen, Herausforderungen und Schwierigkeiten angedeutet. Deshalb sind die Gemeinden auch nach dem presbyterialen System weitgehend autonom. Auch weil es die riesigen Entfernungen nicht zulassen, eine zentralorganisierte Kirche mit verschiedenen zentralen kirchlichen Einrichtungen zu verantworten. Folglich sind die Gemeinden der La Plata-Kirche weitgehend selbständig. Sie bringen in der Regel auch das geringe Gehalt des Pfarrers selbst auf. Davon allein könnte Reiner Kalmbach in seiner Gemeinde jedoch nicht leben. Erst durch den ergänzenden Verdienst seiner Frau, die das kleine kirchliche Altenheim in der Gemeinde leitet, reicht das Einkommen, um die Familie zu ernähren.

Solche Diasporasituationen finden sich in vielen Kirchen und Gemeinden der insgesamt vierzig Partnerkirchen des Gustav-Adolf-Werks - in dreißig Ländern. Es ist die zentrale Aufgabe des kleinen Diasporawerks der Landeskirche, sich den Sorgen und Nöten der zum Teil



extrem kleinen evangelischen Minderheiten anzunehmen und sie durch Mittel der Geber-Gemeinden zu unterstützen und Projekte zu fördern. Dazu gehören: die Unterstützung von Kindertagesstätten, Hilfe bei der theologischen Ausbildung, Motorisierungshilfe, Förderung von Laienpredigern, Zuschüsse für Kirchen und Gemeindefreizeithäuser, Sanierung von Pfarrhäusern, Renovierung von Jugendfreizeithäusern, aber auch Unterstützung durch Anschaffung von Bibeln und Gesangbüchern, Hilfe bei besonderen Notlagen und Förderung von diakonischen Projekten in Krisengebieten und Brennpunkten. Die Förderung geschieht in der Regel über einen zentralen Projektkatalog, der in der Zentrale des Gustav-Adolf-Werks in Leipzig jährlich neu erstellt wird.

Die Herausforderungen in denen sich die Gemeinden in der Diaspora gegenüber sehen, wie etwa in Russland oder gerade auch in Südamerika, sind gewaltig. Da sind Menschen in Elendsvierteln, denen es am Nötigsten zum Leben

fehlt, oder Arbeitslose oder vereinsamte Landarbeiter. Da leben inmitten vom Drogenhandel Menschen, die Sinn und Halt suchen oder heimatlose alleinerziehende junge Mütter, die oft ein schwieriges Dasein fristen.

Bisher bewährte kirchliche Organisationen und Strukturen – oftmals in den Einwandererjahren des 19. Jahrhunderts nach Südamerika mitgenommen - greifen nur selten. Es braucht neue, der Situation, dem Land und den Menschen angepasste Formen und Methoden.

Als besondere Herausforderung aber auch als Chance, sich zu verändern, sind – trotz mancher theologischer und ecclesiologischer Bedenken - die neuen, wie Pilze aus dem Boden schießenden, neupfingstlichen Bewegungen in Südamerika, die Evangelicos zu sehen. Es gelingt diesen Bewegungen inzwischen, viele Menschen anzusprechen und zu ihren Versammlungen und Gottesdiensten einzuladen, aber auch durch sie entsprechend Geld einzunehmen. Offenbar sprechen diese neuen Bewegungen eher, die „Herztöne“ und die Mentalität der Südamerikaner an, als die sogenannten traditionellen „historischen“ Kirchen wie die katholische oder die winzige evangelisch-lutherische Kirche.

Eine Perspektive für die Partnerkirchen des GAW in Südamerika wird es sein, Menschen noch mehr in ihren Situationen und Mentalitäten anzusprechen und abzuholen. So hat sich die La Plata-Kirche in mühsamem innerkirchlichen Kampf durchgerungen, den „Rückblick“ auf das Herkunftsland Deutschland im Blick auf die Gottesdienstsprache und

das kirchliche Leben zugunsten des „Weitblicks“ in das eigene Umland aufzugeben. Erst dadurch, dass die Gemeinden und die Kirchen in Südamerika die deutsche Sprache im Gottesdienst und das deutsche Denken durch die Landessprache und die Mentalität der Einheimischen ersetzt, gelingt es ihnen, Menschen und die junge Generation anzusprechen und in ihre Kirche einzuladen.

Das Hinhören auf die vorfindliche Situation und das Über-setzen der guten Nachricht in die Lebenswelt der Menschen von heute bleibt eine stetige Herausforderung. Für uns in Württemberg ist der Kontakt mit der Diaspora eine Möglichkeit im Austausch mit den Partnern zu lernen. Organisiert sich Kirche im Grunde doch von Anfang an bis heute als Gemeindeversammlung in der Diaspora. Insofern können auch wir von unseren Diasporapartnern lernen, z.B., dass Kirche in der Diaspora mit viel weniger Menschen, viel weniger Geld und viel weniger Papier auszukommen hat. Mühsam müssen wir bei zurückgehenden Kirchengliederzahlen dies neu durchbuchstabieren.

Die Diasporasituation ist die Normalsituation von Christen. Dies zu entdecken, dazu genügt der Blick in das Neue Testament. Damals wie heute lebt die Christenheit weltweit davon, was Reiner Kalmbach seiner Filialgemeinde bereits vor zwanzig Jahren versprochen hat: „Wir werden Euch begleiten“.



Hans-Dieter Frauer



Hugenotten und Waldenser haben eine leidvolle Vergangenheit

Den Massenmord an den Hugenotten am 24. August 1572 feierte Papst Gregor XIII. mit einem feierlichen Tedeum und der Herausgabe einer Gedenkmünze. In der Bartholomäusnacht waren allein in Paris rund dreitausend Menschen ermordet worden; sie gab den Startschuss für weitere Massaker. Die Zahl aller dabei Getöteten wird auf bis zu dreißigtausend geschätzt. Diese Massenmorde brachten dem evangelischen Frankreich das politische Ende. Bis dahin bestand zumindest theoretisch die Möglichkeit, das gesamte Land doch noch für den Protestantismus zu gewinnen; von diesem schrecklichen Aderlass erholten sich die Evangelischen in Frankreich aber nie mehr. Sie wurden zur immer stärker bedrückten und verfolgten Minderheit und nahezu ausgerottet. Im heutigen Frankreich wird die Zahl der Protestanten lediglich auf etwa drei Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt.

Der evangelische Glaube – zunächst lutherischer Prägung – hatte sich ab etwa 1520 rasch auch in Frankreich verbreitet - vor allem in intellektuellen Kreisen, der Mittelschicht und unter Angehörigen des Hochadels bis hinein in das Königshaus. Um das Jahr 1560 können ihm zehn Prozent der Gesamtbevöl-

kerung zugerechnet werden. Unter dem Einfluss der nahen Schweiz wandelte er sich nun zum Calvinismus. (Damals entstand der Name Hugenotten = Eidge-nossen, anfangs als Spottname). Er verbreitete sich rasch: zur ersten evangelischen Nationalversammlung im Jahre 1559 kamen Vertreter aus fünfzehn Gemeinden, zwei Jahre später bereits Vertreter von zweitausend. Eben dieses rasche Wachstum machte den Protestantismus auch zu einer politischen Kraft, die die Katholiken zunehmend beunruhigte.

Die Verfolgung der Protestanten auch in Frankreich begann bereits früh. Schon am 8. August 1523 wurde in Paris der Augustinermönch Jean Valliere als erster Ketzer verbrannt und ab etwa 1530 wurde der Protestantismus in den Untergrund abgedrängt. Die Hugenotten wollten freie Religionsausübung und Anerkennung ihrer politischen und bürgerlichen Rechte. Das Königshaus – das auf die Einkünfte der katholischen Kirche angewiesen war - bekämpfte diese Bestrebungen. Zwischen 1562 und 1598 kam es zu insgesamt acht Bürgerkriegen. Einen Tiefpunkt erreichten die Auseinandersetzungen in der Bartholomäusnacht. Sie wird auch die „Pariser Bluthochzeit“ genannt, weil eine Hoch-

zeit im Königshaus bevorstand. Dazu waren auch die führenden Köpfe der Hugenotten nach Paris gekommen. Der mörderische Schlag traf sie völlig unerwartet, er raubte dem Protestantismus in Frankreich seine Führungsschicht und löste weitere blutige Auseinandersetzungen aus, in die auch auswärtige Mächte wie etwa Spanien eingriffen.

Sie endeten erst, als den nun bereits erheblich geschwächten Protestanten im 1598 erlassenen Edikt von Nantes Duldung, Gewissensfreiheit, beschränkte Kultausübung, politische Gleichberechtigung und Sicherheitsplätze gewährt wurden. Das Edikt erließ König Heinrich IV., der 1593 - um seine Wahl zum französischen König zu ermöglichen, - zum Katholizismus übergetreten war („Paris ist eine Messe wert“). Nun war einerseits ein katholisches Frankreich festgeschrieben, die Krone hatte über den Adel gesiegt und ihre Zentralgewalt weiter ausgebaut, die protestantische Minderheit konnte jedoch nun als integriert gelten.

Unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. (1643 – 1715) begann die Unterdrückung der Hugenotten erneut. Der König wollte „un roi, une foie, une loi“ (ein König, ein Glaube, ein Gesetz), er setzte seine protestantischen Untertanen immer mehr unter Druck und hob 1685 das Edikt von Nantes auf (was wiederum der Papst mit einer Gedenkmünze feierte). Den Familien wurden die Kinder weggenommen, es gab Zwangstaufen, hugenottische Kirchen wurden zerstört, protestantische Schulen geschlossen. Wer verdächtig wurde, Protestant zu sein, hatte grausame Lei-

bes- und Lebensstrafen zu gewärtigen. Zur Bekehrung der Ungläubigen gab es die gefürchteten „Dragonaden“: Soldaten wurden in Privathaushalte zwangseinquartiert und entfalteteten dort solange ein Schreckensregiment, bis der von ihnen gewünschte Erfolg erreicht war. Ketzern drohten langjährige Gefängnisstrafen: bis heute bekannt ist das Schicksal von Marie Durand (1711 – 1776), die als fünfzehnjährige verhaftet wurde und dann achtunddreißig Jahre im „Turm der Beständigkeit“ im südfranzösischen Aigues-Mortes eingesperrt war. Bereits ihre Mutter war im Gefängnis gestorben, ihr Bruder, ein Hugenottenprediger, war hingerichtet worden, ihr Ehemann saß zwanzig Jahre im Gefängnis und wurde dann des Landes verwiesen. Ferner drohten die Verurteilung zur mörderischen Galeere oder die Todesstrafe.

Die Hugenotten hatten eigentlich nur die Wahl zwischen Tod oder Zwangsbekehrung Auswanderung war ihnen – von den Predigern abgesehen – verboten, dennoch verließen zwischen 1680 und 1690 schätzungsweise 500.000 Menschen das Land. Sie fanden Aufnahme besonders in Nachbarländern, aber auch in Skandinavien und in Nordamerika. Besonders zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang der Preußenherrscher Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Er förderte die Ansiedlung der Hugenotten so nachhaltig, dass sie um 1700 ein Drittel der Berliner Bevölkerung ausmachten. Sie beeinflussten wesentlich das Wirtschafts- und Kulturleben in Brandenburg-Preußen. Die wenigen Hugenotten, die in Frankreich blieben, wichen in die unzugäng-

lichen Cevennen nieder, wurden aber auch dort bekämpft und schließlich unterworfen. Erst im Laufe des Lauf des 18. Jahrhunderts erhielten die französischen Protestanten im Zuge der Aufklärung nach und nach viele ihrer Rechte zurück. Im Toleranzedikt von Versailles erhielten sie 1787 formale Duldung, im Code Napoléon von 1804 dann die volle Gleichberechtigung.

Die Geschichte der Waldenser ist ähnlich leidvoll, sie reicht noch mehrere Jahrhunderte weiter zurück. Sie gehen zurück auf den reichen Kaufmann Petrus Waldus aus dem südfranzösischen Lyon. Der ließ nach seiner Bekehrung die Bibel im Jahre 1173 in die Volkssprache übersetzen, er verschenkte seinen beträchtlichen Besitz und begann etwa im Jahre 1177, öffentlich zu predigen. Dabei kritisierte er auch den Reichtum der damaligen Kirche und stellte sie als alleinige Vermittlerin des Heils in Frage. Er wollte, dass jeder Christ die Bibel lese und ein von seinem persönlichen Glauben geprägtes Leben führe. Predigen ohne kirchliche Erlaubnis war aber vom ausgehenden 12. Jahrhundert ebenso verboten wie das Bibellesen. Die sich rasch von Spanien bis ins Baltikum ausbreitende Bewegung wurde von der Amtskirche denn auch schnell verdammt. Waldus und seine Anhänger wurden 1182 aus Lyon vertrieben und 1184 vom Papst als „Ketzer“ geächtet. Ab dem Jahre 1208 – Waldus war zuvor gestorben – kam es zu blutigen und grausamen Kreuzzügen. Die Waldenser zogen sich immer mehr in die unzugänglichen Hochalpentäler im heutigen franzö-

sisch/italienischen Grenzgebiet zurück. Dort konnten die „Armen Christi“, die sich im Jahre 1532 der Reformation Schweizer Prägung angeschlossen hatten, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trotz immer neuer Verfolgungswellen überleben. Als der Sonnenkönig Ludwig XIV. 1685 alle nicht-katholischen Religionen in Frankreich verbot, mussten rund dreitausend Waldenser jedoch ihre Heimat verlassen: sie kamen zwischen 1699 und 1701 vorwiegend nach Deutschland. Sie fanden Aufnahme vor allem in Hessen, Baden-Durlach und Württemberg.

Ihr legendär gewordener Pfarrer Henri Arnaud führte sie ins damalige Herzogtum Württemberg. Die evangelische Kirchenleitung befand zwar in einem Gutachten, die reformierten Waldenser seien „schreckliche Ketzer und Irrlehrer“, Herzog Eberhard Ludwig wies ihnen aber im durch den 30-jährigen Krieg und die französischen Raubkriege entvölkerten Grenzgebiet gegen Baden Siedlungsgebiete zu. Glaubensprägung, heimische Sitten und Gebräuche konnten die Waldenser bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im Wesentlichen bewahren, dann gingen sie in den jeweiligen Landeskirchen auf. Auch ihr Dialekt, das Patois, erlosch: 1998 starb in Neuhengstett mit 101 Jahren die letzte Frau, die es noch verstanden hatte.

Arnaud hat die Gemeinde Schönenberg – heute ein Teilort von Ötisheim im Enzkreis – gegründet und geprägt. Hier war er bis zu seinem Tod im Jahre 1721 Pfarrer und er ist in Schönenberg noch allgegenwärtig. Eine Straße heißt nach

erinnert ...

ihm, seine lebensgroße Statue steht vor der Kirche, in der sich sein Grab befindet, sein ehemaliges Wohnhaus trägt seinen Namen und es beherbergt das Deutsche Waldensermuseum mit seiner Bibliothek und einem gut sortierten Archiv. Hier in Schönenberg sollen Waldenser die erste Kartoffel in Deutschland angepflanzt haben.

In ihrem Ursprungsland Frankreich gibt es heute kaum noch Waldenser, wohl aber in den heute zu Italien zählenden Hochalpentälern im Nordwesten des Landes. Der auch in Italien lange bedrückten Diasporakirche gehören rund 50.000 der über 60 Millionen Einwohner des Landes an. Die kleine Freikirche ist heute zwar zumindest formal gleichberechtigt, sie sieht sich aber den Problemen einer Minderheitenkirche gegenüber und sie muss sich gegenüber einer geradezu erdrückenden Mehrheit in einem Land behaupten, das ohne Katholizismus und Papsttum schwer vorstellbar ist. Noch immer hat sie mit uralten Vorurteilen und einem in den letzten Jahren wieder frostiger gewordenen ökumenischen Klima zu kämpfen. So sind ökumenische Kontakte seltener geworden, bei Personalentscheidungen in der katholischen Kirche wird häufig engstirnigen und linientreuen Bewerbern der Vorzug gegeben und die Waldenser fühlen sich wieder mehr in eine Außen-seiterrolle gedrängt.

Im Sinne ihres Glaubens ist die Minderheitenkirche aber weiter tätig. So unterhält sie das nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihren Reihen gegründete Versöhnungszentrum Agape oder das einzige evangelische Gymnasium Italiens; ein Drittel seiner derzeit etwa 90 Schüler kommt nicht aus Waldenser-Familien, denn der Unterricht ist gut und anerkannt und weitet den Blick über die Enge hinaus. In größeren Städten entfaltet sie diakonische Aktivitäten für Randgruppen und sie lässt so, getreu dem Waldenserlied, „Licht leuchten in der Finsternis“ (Lux lucet in tenebris).



Die Evangelische Sammlung in Württemberg ist ein Zusammenschluss von Theologinnen, Theologen und engagierten Laien innerhalb der Landeskirche.

Ihr Anliegen ist es, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen.

Grundlage ihrer Arbeit ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist.

Die Evangelische Sammlung weiß sich den **Kernaussagen lutherischer Theologie** verpflichtet: Solus Christus (allein Christus), sola gratia (allein aus Gnade), sola fide (allein durch den Glauben), sola scriptura (allein die Schrift).

Viermal im Jahr erscheint der Rundbrief der Evangelischen Sammlung. Dieser wird durch Spenden finanziert und kostenlos an Interessierte versandt. Wenn Sie ihn in Zukunft regelmäßig erhalten möchten, senden Sie doch eine kurze Mitteilung an die Geschäftsstelle.

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Agnes Dannhorn, Metzinger Str. 47, 70597 Stuttgart
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer, Renate Klingler, Agnes Dannhorn
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: priv at

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen